

Thomas Meyerhöfer

FACES

Die Hoffnung hat
viele Gesichter



Ines

Hoffnung, die stärker ist, als die Frage nach dem Warum

Um ihren Kopf schlingt sich ein blaues Haarband, ihr Atem malt kleine graue Nebelstreifen in die Luft. Seit Tagen schon bleibt die Temperatur unter null. Hat sie ihr Gesicht deshalb so tief in den Mantel gezogen, oder ist es die Unsicherheit vor dem, was gleich passiert?

„Komm rein, sonst frieren wir noch fest“, sage ich rasch. So ganz stimmt das nicht, denke ich, denn wenn hier jemand erfriert, dann bin ich es. Ein schwarzes T-Shirt ist schließlich keine Winterkleidung. Ines lächelt, streckt mir die Hand hin:

„Hi, ich bin Ines!“, sagt sie gelassen.

Ich atme auf. Nein, sie ist nicht aufgeregt. Es reicht, dass ich mich damit herumschlagen muss.

„Ey, cooles Studio!“ Ines schmeißt ihren Mantel über den Stuhl und läuft am Regal entlang. „Es sieht eher aus wie eine Werkstatt!“ Sie zieht ein Foto zu sich. „Deine Frau?“, will sie wissen.

Ich nicke. „Genau. Und was das ‚Studio‘ betrifft“, ich lasse mich auf den Stuhl fallen, „es ist mein Atelier. Filme planen, Bilder malen, Aktionen vorbereiten ... hier läuft das alles.“

„Dein superfrommes Atelier?“, hakt Ines nach.

„Exakt.“

Die Kamera läuft. Ines sitzt mir gegenüber, das Licht im superfrommen Atelier ist weich, kein Schatten zu scharf, kein Ton zu laut. Wenn man bedenkt, dass Ines der erste superfromme Gast ist, der nicht aus meinem Freundeskreis kommt, läuft es bisher super. Ehe ich mich versehe, kommt aus meinem Mund eine Frage, von der ich weiß, dass sie verkehrt ist, noch bevor ich sie ausgesprochen habe. Ich frage Ines, ob „behindert sein“ ein Schimpfwort ist.

Ich bin froh, dass wir nur zu zweit im superfrommen Atelier hocken. Niemand schleudert einen strengen Blick zu mir herüber. Und Ines auch nicht.

Sie setzt sich auf den Stuhl und beugt sich zu mir herüber. „Du meinst jetzt, dass jemand ‚Behindi‘ sagt?“

Mein Kopf explodiert. Nicht direkt. Nur fast. Ich werde tiefrot und sehe aus wie die Abendsonne kurz vor dem Untergehen.

„Ich habe nicht an diesen Begriff gedacht“, stottere ich und versuche, nicht alles noch schlimmer zu machen. „Ich wollte ... also ... es ist so, dass, wenn ich ...“

Ines schüttelt den Kopf und sagt bestimmt: „Unsere Jungs sind behindert.“

Sie atmet ruhig aus, als ob das Wort ganz selbstverständlich für sie wäre.

„Klingt für manche vielleicht negativ, aber man muss sich ja irgendwie einigen. Ich sag auch behindert: ‚Unsere Jungs sind behindert.‘“

Ein kleines Lächeln huscht über ihr Gesicht. „Eigentlich ist das Wort nicht negativ, und ich finde es auch nicht schlimm.“ Sie lehnt sich zurück, entspannt, nachdenklich. „Speziell will ich nicht sagen, weil meine Tochter Hedda gesund und auf ihre Weise auch speziell ist.“ Ihre Augen blitzen kurz auf. „Oder besonders“, sie zuckt mit den

Schultern, „keine Ahnung, wir haben da auch noch kein richtiges Wort gefunden.“

„Unsere Jungs sind behindert. Fertig. Alles andere wäre nicht richtig.“

Sie sitzt mir gegenüber, im dunkelblauen Jogginganzug, völlig entspannt. Fröhlich, als hätte sie das alles schon hundertmal gemacht.

„Machst du das öfter?“, frage ich.

„Nö, warum?“ Sie lacht, dieses ehrliche, herzliche Lachen, und ich merke, sie hat mich schon längst gewonnen.

„Mir gefällt deine lässige Art.“

Es liegt mir auf der Zunge, ihr zu sagen, wie cool sie in dem Anzug aussieht, wie vertraut das alles wirkt, als würden wir uns schon ewig kennen. Aber ich halte die Worte zurück. Ich habe keine Lust auf noch einen Sonnenuntergang in meinem Gesicht.

„Danke, dass du hier bist“, sage ich stattdessen, um das Gespräch zu beginnen. „Wer passt auf eure Jungs auf?“

„Mama“, sagt sie einfach, nimmt einen Schluck aus ihrer Wasserflasche und lächelt.

„Wann habt ihr gewusst, dass eure Söhne nicht gesund auf die Welt kommen? Schon vor der Geburt? Es gibt ja Möglichkeiten, das vorher herauszufinden.“

Lange Vorreden sind nicht so mein Ding. Wir beide wissen, warum wir hier sind und welches Thema auf uns wartet. Es ist wie ein Sprung ins kalte Wasser, aber so bin ich. Und bisher hat sich noch kein Gast darüber beschwert.

„Du bist Krankenschwester, oder?“, setze ich nach, noch bevor sie antworten kann.

Sie nickt leicht.

„Hast du das genutzt? Dein Wissen? Die Chance, das prüfen zu lassen? Oder lief es anders?“

Die Frage hängt kurz in der Luft.

„Nichts von dem, was du gerade gesagt hast.“ Sie bleibt sachlich, fast nüchtern.

„Wir haben erfahren, dass wir Zwillinge bekommen, und die ganze Schwangerschaft war absolut in Ordnung.“ Sie lächelt leicht, als wäre das schon eine Ewigkeit her. „Es war ein Traum. Ehrlich, ich hab mich noch nie besser gefühlt als in dieser Zeit.“ Ihre Stimme bleibt ruhig.

„Wir haben keine speziellen Tests machen lassen. Keine Untersuchungen, um zu prüfen, ob sie behindert sind. Keine Pränataldiagnostik, kein Fruchtwasser.“ Sie nickt. „Gar nichts. Äußerlich war alles in Ordnung.“ Sie schaut kurz zur Seite, als wollte sie den Gedanken abschließen. „Ich musste einmal im Monat nach Köln zum Ultraschall. Jede Zwillingmama muss da hin.“

Sie nimmt einen Atemzug, die Worte kommen ruhig.

„In der 34. Woche war ich wieder bei der Untersuchung. Der Arzt brauchte ewig, schien sich Zeit zu lassen. Sein Blick hing förmlich am Bildschirm fest, als hätte er etwas Entscheidendes gesehen. Ich dachte nur: ‚Meine Güte, wie lange brauchst du denn heute noch?‘ Und dann meinte er plötzlich, ganz ruhig: ‚Ja, also der Jascha ... es sieht so aus, als würde er nicht mehr genug Nährstoffe bekommen.‘ Das klang irgendwie so sachlich. Dann erklärte er mir, dass eine Arterie in der Nabelschnur verkalkt war. ‚Es ist nichts Akutes‘, sagte er und legte den Stift weg, ‚aber die beiden sollten jetzt geholt werden, um zu verhindern, dass sie nicht weiterwachsen.‘“

Ines atmet tief durch. „Und ja, an dem Tag wurden sie dann auch geholt. In der 34. Woche. Es war ein Kaiserschnitt.“ Sie lächelt kurz, als wäre es eine normale Geschichte. „Irgendwie war es schon eine Not-OP, aber alles so easy-going. Eigentlich lief alles ganz gut. Als Eltern hatten wir das Gefühl, dass alles in Ordnung war. Die Zwillinge kamen auf die Intensivstation, klar, aber sie haben sich super entwickelt.“

Sie macht eine Pause. Ines ist mit ihren Gedanken wieder bei der Geburt. Es braucht keinen zweiten Blick, um das zu erkennen. „An-

dere Frühchen“, setzt sie nach einer kurzen Pause an, ihre Stimme fast nachdenklich, „ja, andere Frühchen lagen auch da. Aber unsere? Die waren die Ersten, die die Schläuche loswurden, die Magensonde wieder rausbekamen.“ Sie lächelt leicht, und da schwingt Stolz mit. „Sie haben sich echt gut gemacht.“ Ines sieht kurz in die Ferne, als würde sie die Erinnerung durchspielen. „Die Jungs sind Ende August geboren, sechs Wochen zu früh, der errechnete Termin war Oktober. Aber kein Drama, wirklich nicht. Wir durften schon nach dreieinhalb Wochen nach Hause. Das Gewicht stimmte, und alles war in Ordnung. Das Einzige, was die Ärzte meinten, war, dass sie ein bisschen schlapp sind, so ein bisschen hypoton.“ Sie erklärt es sachlich: „Wenig Muskelspannung, wenig Spannung im ganzen Körper. Aber das sei bei Zwillingen und Frühchen nicht ungewöhnlich. Wir sollten es einfach im Blick behalten.“ Sie lehnt sich zurück, als wäre es damals ganz normal gewesen. „Also sind wir nach Hause, und alles schien prima. Deswegen wussten wir gar nicht, dass vielleicht etwas mit ihnen sein könnte. Da gab es überhaupt keinen Hinweis.“

Ich. Kannte. Ihre. Geschichte. Nicht!

Es gab im Vorfeld der Aufzeichnung keine stundenlangen Zoom-Meetings, in denen ich Ines jede Einzelheit mehrmals wiederholen lassen konnte. Kein Nachhaken, keine Zeit für Verständnisfragen. Und somit hatte ich keine Chance, mich auf den möglichen Schock vorzubereiten. Kein Manuskript, kein Netz und doppelter Boden.

Bei den Aufzeichnungen der ersten zehn superfrommen Folgen war das nicht so: Da saßen mir Freunde gegenüber. Ich kannte deren Geschichten. Es war keine Überraschung, wenn jemand über Burn-out sprach. Nicht einmal, wenn ich hörte, wie sich jemand als Alkoholiker in seinem Leben verlor. Aber jetzt?!?

Jede Kurve, die diese Geschichte nahm, war Neuland. Ich wusste nicht, was hinter der nächsten Ecke auf mich wartete; ob es mich aus der Bahn werfen würde, wenn Ines ins Detail ging. In meiner Vorstel-

lung begleite ich sie und ihren Mann vom Krankenhaus nach Hause. Sehe, wie sie ihre Babys in den Schlaf wiegen: wie sie versuchen, den Kleinen ein Lächeln zu entlocken. Wie sie beim Wachsen zuschauen, jeden neuen Zahn feiern, Pläne für die Zukunft schmieden. Warum sollten sie nach Anzeichen suchen, wenn doch alles normal schien?

„Aber wann ...“

„Als sie ein halbes Jahr alt waren.“ Ines spricht die Antwort aus, noch bevor ich meine Frage zu Ende stellen kann.

„Vielleicht waren es auch acht Monate. Wir begannen, uns Sorgen zu machen. Unsere Söhne konnten sich noch immer nicht drehen. Da meinte der Arzt: ‚Zehnmal Physiotherapie.‘ Also haben wir das gemacht, und danach konnten sie es plötzlich. Sich umdrehen. Ob das nun an der Physio lag oder nicht? Keine Ahnung. Aber sie konnten es dann eben.“

„Das ist der motorische Bereich. Der schien also in Ordnung zu sein. Wie war es mit den Emotionen? Zurücklächeln, Händchen heben, plappern?“

Meine Stimme stockt leicht. „Hat das ... funktioniert?“

Kaum ausgesprochen, schäme ich mich. Was für ein blöder Begriff! Wir reden hier über Kinder, nicht über Maschinen. Es tut mir sofort leid, dass ich dieses Wort überhaupt benutzt habe.

Ines zeigt überhaupt keine Reaktion. Sie hängt in der Vergangenheitsschleife fest. „Ja, doch“, sagte sie schließlich, „sie sind immer fröhlich gewesen und ...“, ihre Stimme wird ein wenig weicher, „sie haben eigentlich nie geweint, waren immer zufrieden. Für Zwillinge hatten wir ein wirklich entspanntes Leben. Auch die Nächte waren ruhig. Wir haben uns nichts dabei gedacht, warum auch? Wenn dein Kind gut drauf ist, spekulierst du doch nicht, dass etwas nicht stimmt. Wir lebten unser Leben.“

Sie macht eine kurze Pause. „Mit einem Jahr konnten sie dann aber noch nicht sitzen. Unser Arzt meinte: ‚Wir warten noch zwei Monate.‘ Und ich fand das gut, er hat keinen Stress gemacht.“

Ein kurzes Lächeln huscht über ihr Gesicht. „Er hat den Kindern die Zeit gegeben. Doch zwei Monate später hat sich immer noch nichts verändert. Da schickte er uns zu Spezialisten nach Bonn ins sozialpädiatrische Zentrum.“

Ihr Blick wird nachdenklich. „Und dann kam der Stein ins Rollen. Da waren sie etwa anderthalb. Dort in Bonn trafen wir Neurologen, die sich mit Kindern auskannten. Ganz nette Leute, das muss man sagen. Aber ...“ Sie hält inne, als wollte sie die nächsten Worte vorsichtig abwägen. „Eine Diagnose? Die blieb aus.“

Ich schiele hinüber zum Recorder, nur um sicherzugehen, dass das Ding auch aufzeichnet. Beim letzten Mal hab ich's total vermässelt, weil ich vor lauter Aufregung vergessen hatte, den Record-Button zu drücken. Aber jetzt leuchtet das rote Licht, die Pegel schlagen aus. Der Recorder zeichnet auf, die Aufnahme läuft. Alles gut.

„Ja, und jetzt sind sie schon sechs“, höre ich Ines sagen und bin wieder ganz bei ihr.

Ines hält kurz inne, als würde sie die nächsten Worte abwägen.

„Um das Ganze mal abzukürzen – sie sprechen nicht, sie laufen nicht. Aber sie krabbeln, sind auf dem Boden sehr mobil. Das klappt richtig gut.“ Ein kurzes Lächeln huscht über ihr Gesicht, fast trotzig. „Unsere Tochter wird jetzt eins, und sie hat die beiden schon überholt. Im Grunde sind die Jungs auf dem Stand eines Einjährigen. Wenn überhaupt. Und ja, sie sind fröhlich, zufrieden mit der Welt und mit sich selbst.“ Ines lächelt kurz. „Sie verstehen sich untereinander. Aber wie viel sie wirklich verstehen, das wissen wir nicht. Wir reden mit ihnen ganz normal, wir sagen ihnen auch, wenn etwas nicht so läuft: ‚Jascha, nein, das sollst du nicht, das weißt du doch.‘ Da kommt dann nicht viel zurück.“ Sie macht eine kurze Pause. „Oder bei einfachen Sachen wie: ‚Komm mal zu mir.‘ Mal kommt er, mal nicht. Keine wirkliche Reaktion. Sie schauen dich an, lächeln, und du

hast keine Ahnung, was in ihren Köpfen vorgeht. Deshalb wissen wir gar nicht“, sie zögert kurz, „wie viel sie überhaupt verstehen.“

„Es gibt also keine klare Diagnose?“

Ines hält kurz inne, als hätte sie genau diese Frage erwartet. Sie atmet tief durch.

„Auf dem Papier steht ‚globale Entwicklungsstörung‘. Das bedeutet, dass sowohl die Motorik, also ihre Bewegungen, und auch ihr Verstand, die kognitiven Fähigkeiten, verzögert sind.“

„Habt ihr damals das Gefühl gehabt, in ein tiefes Loch zu stürzen? Schließlich dachtet ihr, ihr hättet zwei gesunde Söhne.“

Meine Worte kommen ruhig, fast beiläufig.

Ines hält inne, ihr Blick wandert kurz zur Seite. Die Frage schwebt zwischen uns, hartnäckig und unbeantwortet, als würde sie darauf warten, dass einer von uns endlich den Mut fasst, sie in die Hand zu nehmen.

„Das ist eine gute Frage“, sagt sie endlich. Ines stockt, schaut aus dem Fenster, als würde sie einen Ort suchen, um ihre Gedanken zu ordnen.

„Sven, mein Mann“, fängt sie an und spricht weiter, als hätte sie kurz nach den richtigen Worten gesucht, „hat mich letzte Woche gefragt: ‚Ines, hattest du jemals, seitdem das mit den Jungs ist, die Frage im Kopf: Warum wir?‘“

Ines hält inne, ihre Augen schweifen zur Seite, als würde sie das Ganze im Stillen noch einmal durchgehen.

„Und ich hab drüber nachgedacht. Weißt du was?“ Sie lehnt sich zu mir rüber. „Thommy, keinen einzigen Tag. Nicht einen Tag!“ Sie schüttelt leicht den Kopf, ihre Stimme wird fester. „Es gab nie dieses Loch!“ Sie lehnt sich etwas zurück, fast erleichtert. „Ich hab Gott nie angeklagt. Nie dieses ‚Boah, warum? Warum wir? Warum sind die Jungs behindert?‘ Warum sind ausgerechnet wir Eltern mit behinderten Kindern? Nein, daran habe ich noch nie gedacht!“

Ines spricht weiter, ihre Stimme fest und doch leise. „Es war von

Anfang an eine unklare Diagnose. Wir lebten, nein, wir leben immer noch in der Hoffnung, dass unsere Kinder alles aufholen: reden, laufen, reagieren. Und dann diese Frage, ob sie jemals auf eine normale Schule gehen können. Da haben wir Gott in den Ohren gelegen: Gott, bitte mach, dass sie gesund werden, dass sie alles aufholen. Aber es war kein Kampf mit ihm. Nicht mit Gott. Unsere Gebete waren einfach so.

Dann kam dieser Arzttermin. Unsere Jungs waren drei Jahre alt, so um den Dreh. An diesem Tag sprach die Ärztin zum ersten Mal von einem Rollstuhl. Das war ... nein, das war einfach nicht zu akzeptieren. Nicht meine Kinder!“

Sie atmet tief durch, ihre Stimme zittert kurz. „Ich bin so dankbar, dass wir eine tolle, einfühlsame Ärztin haben. Sie hat wohl gesehen, wie ich mich in dem Moment gefühlt habe. Sie hat uns in behutsamen Worten gesagt, dass unsere Jungs viel mehr Zeit brauchen, um aufzuholen. Dass es langsamer geht als erhofft und ...“

Ines stockt, ringt nach Worten. „... und auch erbetet. Aber Sven und ich brauchten das. Dass uns jemand klar sagt, woran wir sind und wie die Situation wirklich aussieht. Ja, und auf der Heimfahrt war es dann sehr still im Auto. Wir haben kaum geredet. Aber nicht geweint. Das haben wir nicht. Wir haben einfach gebetet. Und ich weiß, das klingt vielleicht komisch, aber in dieser Nacht habe ich gut geschlafen. Und – ich muss dazu sagen, dass ich mich nie abends ins Bett gelegt habe und wegen dieser Situation geweint habe. Nein, ich habe mich deswegen nie in den Schlaf geweint.“

„Das ist ...“, ich suche nach Worten, „... das klingt übernatürlich.“

Ich gebe zu, das klingt nicht nach einem professionell durchdachten Kommentar.

„Übernatürlich. Genau. Das passt! Es war und ist nicht normal. Nicht in unserer Situation. Ich erinnere mich immer wieder daran, wie viel Kraft Gott uns schenkt. Genau in jener Nacht, nachdem die Ärztin uns alles so klar gesagt hatte, bin ich aufgewacht und spürte

diesen tiefen Frieden. So richtig, richtig tief! Und ich wusste sofort, dass dieser Friede von Gott kommt. Weißt du, ich lese die Bibel, seit ich lesen kann. Jedes Mal, wenn das Wort ‚Frieden‘ darin vorkam, fragte ich mich, was das eigentlich bedeutet. Frieden ist kein Krieg, dachte ich damals. Also wird Gott mich nicht in einen Krieg schicken. So habe ich das als Kind oder Teenager gesehen. Aber je älter ich wurde und besonders jetzt, seit wir Piet und Jascha haben, wurde mir klar: Frieden bedeutet jetzt. Genau in dieser Situation. Das habe ich endlich verstanden. Verrückt, ehrlich! Und so leben wir bis heute: Wir gehen im Frieden durch unser Leben.“

„Einen inneren Frieden, und das, obwohl sich ihr Gesundheitszustand bis heute nicht grundlegend verbessert hat.“

Es war keine Frage, sondern eine nüchterne Feststellung. Eine, die ich laut aussprach, ohne sie direkt an Ines zu richten. Trotzdem nickt sie und bestätigt sie stumm.

„Wie sieht euer Alltag aus?“

„Wie in einem Haushalt mit Drillingen!“ Ines lacht auf. „Hedda, unserer Tochter, wird am Montag eins. Wir haben drei Kids auf derselben Entwicklungsstufe. Und wenn ich meinen Alltag beschreiben soll? Mein Wecker klingelt bestenfalls um halb sieben, es sei denn, Hedda schmeißt mich früher raus. Dann schmier ich Brote für die Jungs für die Schule, wecke Piet und Jascha und dann wird gewickelt und angezogen.“

„Habt ihr eine Haushaltshilfe oder macht ihr alles alleine?“

„Nee, wir machen das alles selbst. Ich weiß nicht, ob uns so etwas zustehen würde, aber wir wollen das nicht. Wir kommen gut zurecht. Ich finde es komisch, wenn jemand Fremdes bei uns rumwuselt. Wir fühlen uns wohl so, wie es ist, und wir brauchen das nicht. Vielleicht irgendwann mal, wenn sie älter sind und immer noch Hilfe brauchen.“ Sie lacht kurz. „Die Jungs helfen ja auch nicht aktiv mit.“

„Mithelfen?“ Ich hake nach.

„Genau. Ich kann den Jungs nicht einfach sagen: So, jetzt steck

deinen rechten Arm durch den Ärmel. Das passiert nicht. Du musst jede Bewegung für sie ausführen. Alles. Und das betrifft nicht nur Essen oder Anziehen. Jede, wirklich jede Entscheidung müssen wir für sie treffen.“

„Wie äußert sich das im Alltag?“

„Wir können ihnen nicht sagen: ‚Du musst jetzt trinken, du musst jetzt essen, du darfst nicht zu viel trinken, mach Pause, ruh dich aus. Es gibt ja keine Zeichen, die sie mir geben können. Die sagen nicht: Ich will trinken‘, wie das Kinder in ihrem Alter machen. Sondern ich halte den Becher vor ihr Gesicht und dann trinken sie oder lassen es bleiben. Das ist manchmal anstrengend. Noch viel anstrengender als das Gewusel und organisieren und, und, und.“

Ines macht eine Pause. Ihre Lippen bewegen sich kaum, aber da ist noch etwas, das sie zurückhält. Ich kann es spüren.

„Piet hat noch Epilepsie. Zusätzlich!“

Manche Begriffe sind wie Zeitmaschinen, die einen zurückschleudern. Epilepsie ist so einer. Kaum fällt das Wort, sehe ich mich wieder dasitzen, in dieser viel zu steifen Polizistenuniform. Das erste Ausbildungsjahr. Klassenzimmer. Mein Blick schweift über die anderen jungen Kollegen, die konzentriert auf ihre Prüfungsaufgaben starren. Wir sitzen da wie brave Schuljungen, bereit dafür, die richtigen Antworten zu geben.

Vor mir liegt der Fragebogen. Es geht um Verletzttenhilfe und Verhaltensweisen am Unfallort. Schon die erste Frage bringt mich um: „Was tun Sie, wenn Sie zu einer Person mit einem epileptischen Anfall gerufen werden?“, will der Prüfungsausschuss wissen.

Mein Kopf war leer. Kein blasser Schimmer, keine Ahnung. Ich notierte irgendwas, irgendwas Falsches. So daneben, dass ich null Punkte bekam. Es war diese Art von Fehler, der sich ins Gedächtnis brennt, nicht weil er besonders schlimm war, sondern weil er sich so extrem peinlich anfühlte.

Jetzt, vierzig Jahre später, sehe ich ihn wieder vor mir, den jungen Polizisten Thommy M., wie er über diesem Zettel grübelt, die Stirn runzelt, als könnte er die Antwort aus dem Papier herausquetschen. Aber da war nichts. Nur diese Leere. An sie muss ich jetzt gerade denken. Kann sie sogar fühlen.

„Epilepsie, wie habt ihr das festgestellt?“, frage ich nach, versuche, den Gesprächsfaden wieder aufzunehmen.

„Gar nicht! Das hat unsere Neurologin entdeckt. Zuerst hatte sie nur einen Verdacht, als sie Piet untersuchte. Sie fragte, ob er oft vor sich hinräumt. Ich habe das bestätigt. Er sitzt halt einfach da und schaut aus dem Fenster, wie ein kleiner Träumer. Jascha ist genau das Gegenteil, immer in Bewegung, immer in Aktion. Die Ärztin schlug ein EEG vor, eine Untersuchung, bei der die Hirnströme gemessen werden. Da wurde es dann entdeckt. Ab diesem Moment sahen wir Piet natürlich mit anderen Augen. Du fragst dich ständig, ob er krampft oder nur träumt. Bei der Untersuchung, dem EEG, hatte Piet in zwanzig Minuten vier Absencen. Vier Anfälle, die man von außen gar nicht bemerkt hat! Gott sei Dank hatte die Ärztin den richtigen Riecher, sonst wäre es noch lange unentdeckt geblieben.“

„Ist es besser geworden?“

„Nein. Leider nicht. Piet hat jeden Tag Anfälle. Du gibst ihm ein paar Löffel zu essen, und dann geht es los. Erst zucken die Mundwinkel, dann weiten sich seine Augen und gleiten zur Seite. Das passiert im Sekundentakt. Manchmal zehn Minuten lang.“

„Was macht ihr dann?!“

„Bei den Mahlzeiten setzen wir die Jungs in spezielle Therapiestühle. Die können wir nach hinten kippen, damit der Kopf nicht nach vorne fällt. Wenn Piet einen Anfall bekommt, neigen wir die Lehne zurück und warten. Sobald es vorbei ist, füttern wir weiter.“

„Und nachts? Ihr könnt ihn doch nicht die ganze Nacht überwachen!“

„Natürlich nicht!“ Ines wirft mir einen kurzen Blick zu. „Wir haben ein Babyphon mit Videoüberwachung. Manchmal macht er Geräusche, dann werde ich wach und lege mich zu ihm ins Bett. Ich lasse ihn spüren, dass er nicht allein ist. In solchen Momenten ist Piet ganz woanders, in einer anderen Welt. Ich warte so lange, bis er mich wieder erkennt.“

„Du registrierst das also.“ Es klang mehr wie eine Feststellung, etwas, das ich in den Raum stellte, um zu begreifen, was sie da gerade sagte.

„Ja, das merkt man. Während des Anfalls schaut er durch mich hindurch, aber wenn er zurück ist, dann sieht er mich und lächelt. Dann sage ich ihm, er soll weiterschlafen, und gehe zurück in mein Bett.“

Ich bin schon wieder mit meinen Gedanken beim jungen Polizisten. Die Frage von damals, die mir zu schaffen machte. Das Unwissen und die Unsicherheit, die mich damals lähmten. Meine Güte ... wie viel leichter ist es, eine Situation von außen zu betrachten, wenn es nicht um das eigene Leben geht. Aber Ines? Sie lebt mitten in dieser Realität, jeden Tag. Und trotzdem wirkt sie, als hätte sie einen festen Halt gefunden, etwas, das sie trägt, auch wenn alles um sie herum ins Wanken gerät.

Ich lehne mich etwas vor, versuche, sie zu greifen, diese Leichtigkeit, die Ines ausstrahlt, selbst inmitten der Schwere ihres Alltags.

„Ines, du strahlst so viel Lebensfreude aus, machst Gott keine Vorwürfe, stellst dich den Herausforderungen, als wäre es das Normalste der Welt. War das schon immer so? Oder musstest du dich erst dazu durchringen? Zu sagen: Erstens, ich nehme es so von Gott, und zweitens, das ist mein Leben, mein Alltag. Wie bist du zu dieser Haltung gekommen?“

Ines lacht auf. „Also, ich war schon immer ein lebensfroher Mensch, glaube ich. Und was Gott betrifft ... ich bin überzeugt,

dass er mir das nicht einfach aufgebürdet hat nach dem Motto: Du hast dich falsch verhalten, jetzt trägst du die Konsequenzen. Nein, so war es nicht. Er wusste, wie ich bin. Dass ich so eine Herausforderung meistern kann. Es ist schwer zu beschreiben, aber irgendwie hat er das so gemacht. Er hat es zugelassen, ja, aber gleichzeitig dafür gesorgt, dass wir unser Leben genießen können, dass wir unsere Kinder lieben, so wie sie sind.

Gestern in der Schule habe ich mit zwei Müttern gesprochen, beide alleinerziehend. Der kleine Junge, der mit Piet und Jascha im Bus fährt, hat keinen Papa mehr. Die andere Mutter ist auch allein. Die Männer sind gegangen, sie kamen mit der Situation nicht klar. Und dann denke ich mir, Gott hat bei uns dafür gesorgt, dass wir eine starke Ehe haben. Dass wir das zusammen schaffen. Wir ziehen an einem Strang. Wenn der eine schwach ist, ist der andere stark. Ich hab gesagt, ich hab mich noch nie in den Schlaf geweint. Das gilt für das große Ganze. Aber ich hab geweint, viele Tränen, wegen Piet. Die Epilepsie, weil es so schmerzt. In diesen Situationen ist mal der eine von uns stark, dann der andere. Und ja, wir haben Gott. Wir beten viel. Das ist unser Anker.“

„Du sagtest, dass du schon immer an Gott geglaubt hast – das klingt, als wäre es bei dir selbstverständlich gewesen. Aber wie fing das an? Gab es einen Moment, der das ausgelöst hat, oder war es einfach Teil von dir?“

„Ich bin so aufgewachsen. Ein Leben ohne Gott kenne ich gar nicht. Mit 15 habe ich mich taufen lassen, habe Jesus gesagt, dass ich an ihn glauben will. Ohne Vorbehalt. Und dann bin ich eben durchs Leben gegangen. Als Teenie war mein Glaube so, wie er in dem Alter ist. Oberflächlich, würde ich sagen. Im Vergleich zu jetzt ziemlich flach. Aber das hat sich echt verändert. Sven und ich, wir sind dadurch total eng zusammengewachsen.“

„Zofft ihr euch auch?“

Ines verzieht das Gesicht, dann schüttelt sie leicht den Kopf. „Wir haben eine super Ehe, aber natürlich streiten wir uns, nur eben selten. Klar, wir zicken uns mal an, wie die meisten. Aber im Großen und Ganzen sind wir beide harmonisch, rücksichtsvoll, würde ich sagen. Wir respektieren uns. Ich weiß nicht, Gott hat uns durch all das näher zu sich gezogen. Schwer in Worte zu fassen. Wahrscheinlich denken die Leute eher, dass wir dauernd miteinander Stress haben, Gott anklagen oder uns von ihm abwenden. Aber das Gegenteil ist der Fall. Er sorgt so gut für uns, dass wir uns geborgen fühlen. Uns fehlt nichts. Außerdem ...“ Ines streicht mit der Hand über ihren blauen Hoodie, „... Gott gibt mir das Gefühl, dass er uns sieht. Uns als ganze Familie. Ich will das nicht abstreiten ... es ist gerade echt eine Prüfung, durch die wir gehen. Eine Geduldsprobe hoch zehn. So viele Jahre krampft Piet, und wir fragen Gott immer wieder: ‚Herr, du willst das Allerbeste für uns – ist das jetzt das Allerbeste? Du hast es gesagt, und ich glaube dir auch. Aber was daran ist gut? Was willst du damit bezwecken?‘“

Ines stockt, hält inne, schaut aus dem Fenster, als würde sie dort nach den richtigen Worten suchen. Die Stille zwischen uns dehnt sich, fast spürbar, bevor sie schließlich bricht.

„Thommy, ich hatte ein Erlebnis, davon muss ich dir erzählen.“

Ihre Stimme wird klarer, bestimmt.

„Ich bin abends ins Schlafzimmer, wollte schlafen, und Piet ging mir einfach nicht aus dem Kopf. Ich lag im Bett, wie immer mit der Bibel in der Hand – ohne die gehe ich nicht schlafen. Und dann hab ich laut gesagt: ‚Mach ihn doch einfach gesund. Du kannst es. Mach’s doch einfach!‘ Mehr war das nicht. Manchmal schlage ich die Bibel einfach auf, ohne groß nachzudenken. Das habe ich an diesem Abend auch gemacht. Und weißt du, was ich gelesen habe? ‚Werft euer Vertrauen nicht weg.‘ Schwarz auf weiß steht das da. ‚Es wird sich erfüllen, worauf ihr hofft. Aber ihr müsst standhaft bleiben und

tun, was Gott von euch erwartet. Er wird euch alles geben, was er zugesagt hat.“

Sie hält kurz inne, lässt die Worte nachhallen, bevor sie mich ansieht. „Ist das nicht eine coole Zusage? Ich vertraue. Okay, vielleicht ist mein Vertrauen manchmal klein, aber ich halte mich daran fest. Es wird sich erfüllen, aber nicht nach unserem Zeitplan. Für uns sind Jahre so ein langer, unübersehbarer Zeitraum. Und wer weiß, wie lange das noch dauert. Aber ich bleib dran.“

Ihre Worte bleiben an mir hängen wie ein Gedanke, der sich nicht abschütteln lässt. Ich nicke, unsicher, ob ich überhaupt etwas sagen soll. Schließlich murmele ich, fast wie zu mir selbst: „Wenn ich dich so reden höre, wirkt es, als ob du und Gott Partner seid.“

Sie lächelt, als hätte sie diese Beschreibung schon einmal gehört, vielleicht sogar erwartet.

„Partner ...“, sie tastet sich an das Wort heran, als sei es ein Gegenstand, den sie begutachten muss. „... Partner klingt irgendwie zu distanziert. Er ist mein himmlischer Vater. Der Gott, dem ich vertraue.“

Sie lässt die Stille für einen Moment zu, lässt das Wort sacken. „Partner ist zu wenig. Es ist Gott, der uns die Kraft gibt, jeden Tag. Damit wir das alles überstehen. Und ich hoffe ...“, ihre Finger streichen über den blauen Stoff ihres Hoodies, „... nein, ich glaube fest daran, dass Gott den Piet in seinen Anfällen sieht. Dass er ihn nicht mehr leiden lässt. Ich glaube daran, dass es eines Tages aufhört.“

Sie atmet tief ein, ein Lächeln huscht über ihr Gesicht. „Und ... ich hoffe sehr, dass es bald so weit ist.“

Ines lehnt sich zurück, ihre Augen leuchten, als würde sie die Erfüllung schon vor sich sehen. Es ist alles gesagt. Dieses stille Gefühl von Hoffnung und Freude, das den Raum im superfrommen Atelier erfüllt, würde ich am liebsten für immer festhalten.

Inhalt

Hamburg	
Die Nacht atmet Blaulicht	7
Renate	
Liebe überwindet alle Grenzen	15
Die Anfänge	
Ein Diner, ein Zweifler und der Neuanfang	27
Ines	
Hoffnung, die stärker ist, als die Frage nach dem Warum	35
Joshua	
Der Geschmack von Freiheit und Barbecue-Soße	53
Der erste Kommentar	
Flüstern im digitalen Wind	74
Miri	
Der Himmel schmeckt nach Seifenblasen	79
Im Fernsehen	
Die Nacht gehört den Suchenden	93
Sandra	
Ein Hauch von Himmel in ihrer Hand	99

Stefan	
Der Sturm und das Licht	117
Natascha	
Der Sonnensturm in meinem Kopf	131
Thomas	
Schwereelos in Wollsocken	153
Esther	
Zwischen zwei Leben und einem verlorenen Ich	169
Johann	
Tausend Risse, zwei Leben und ein Körper	193
Lilli	
In der Tiefe einander näher als jemals zuvor	213
Malika	
In der Dunkelheit verloren	235
Gesichter hinter den Geschichten	259
Der Weg, den Du gehst	263
Die Hoffnung in Deiner Geschichte	265